UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00376772 0

Fischer, Karl
Antisemiten und
Gymnasiallehrer

DS
145
F5

Antisemiten und Gymnasiallehrer.

Ein Protest

von

Dr. phil. Karl Fischer,
Professor am Gymnasium zu Frankfurt a. M.

Berlin.
Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.
Harrwitz und Gossmann.
1881.

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/antisemitenundgy00fisc

Antisemiten und Gymnasiallehrer.

Ein Protest

von

Dr. phil. Karl Fischer,
Professor am Gymnasium zu Frankfurt a. M.

Berlin.
Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.
Harrwitz und Gossmann.
1881.

DS
145
F5

Vor einigen Wochen las ich einen Broschürentitel: „Die Judenfrage und der Gymnasiallehrer". Ich las ihn, wie man spazierend vor Schaufenstern liest und vergaß ihn, wie man dergleichen vergißt. Vor einigen Tagen aber wurde die Broschüre mir ins Haus geschickt; „Dritte Auflage" stand nun darauf; ich sah, daß sie von einem Kollegen der Hauptstadt war; ich bemerkte, daß sie „zur Richtigstellung der öffentlichen Meinung" geschrieben war, und da ich dazu auch bereits meinen Obolus beigetragen hatte, ließ ich mich verleiten, sie zu lesen.

Ich bereue es, schon weil die Lektüre mir der Anlaß geworden ist, noch einen Tropfen in das Tintenmeer der „Judenfrage" zu gießen; es wird doch wahr bleiben das alte Wort: „Das Gemeine muß man nicht rügen, denn das bleibt sich ewig gleich."

Trotz alledem habe ich geschrieben; und zwar, um zu protestiren. Zu protestiren gegen die Anmaßung, die in dem Titel liegt: „Der Gymnasiallehrer". Hält sich Herr Dr. Siecke für den Normaltypus des Gymnasiallehrers? Es scheint beinahe so, denn das Verhalten seiner Kollegen Förster und Jungfer bei der Pferdebahn-Affäre scheint ihm auch etwas „Typisches" für das Germanenthum zu enthalten. Ich protestire dagegen, ich protestire gegen die Behauptung von dem „zur Brutalität geneigten Germanen". Er mag erst die Geschichte seines Volks und dessen Charakter besser studiren, ehe er seinen Gegnern mangelhafte Geschichtskenntniß vorwirft. Und wenn er dann wieder in dieser Frage auf den literarischen Markt kommt, dann mag er seine Waare sachgemäßer bezeichnen. Diesmal hätte der Titel lauten müssen: „Antisemitische Phrasen eines Berliner Gymnasiallehrers." Mich wundert, daß die Berliner Kollegen

eine derartige Vertretung hingenommen haben; mich wundert noch mehr, daß die übrigen preußischen und deutschen Gymnasiallehrer gegen eine solche Anmaßung keinen Einspruch erhoben haben. So ungern ich von Neuem das Wort nehme in diesem Streit, ich kann und will ihm meine Antwort auf sein „Schlußwort an die Lehrerschaft der höheren Schulen" nicht schuldig bleiben; und wenn er auch bei dieser Gelegenheit wieder zur „Ehrlichkeit" auffordert, so kann ich ihm versichern, daß ich's immer mit der Aufrichtigkeit gehalten habe; und wenn er mahnt, jeder soll reden und schreiben „ehrlich, wie es ihm um's Herz ist", so soll er sich über mich in keiner Weise zu beschweren haben.

Und damit lade ich nun den geneigten Leser zunächst zu einem Orientirungsgang ein; zu einem kurzen Gang durch seine literarische Bude. Es sind der Sachen und Sächelchen gar wenig, die er ausgelegt hat. Man kennt sie schon so ziemlich von Herrn Apion her, dem ägyptischen Marktschreier und Urahn der Antisemiten.

Nach der üblichen Einleitung, in welcher die „Pferdebahn-Affäre" als der „Anlaß zu dieser Broschüre" bezeichnet ist, kommt er zum „eigentlichen Thema" Seite 5 und stellt hier zuerst die thematische Frage: „Soll der Lehrer in dieser Frage überhaupt eine Stellung einnehmen?" Diese Vorfrage scheint ihm erst nachträglich eingefallen zu sein, denn in der Einleitung heißt es gleich: „Welche Stellung 2c."; jedenfalls zeigt die Behandlung dieser Vorfrage, daß sie dem Herrn Verfasser nicht sonderlich wichtig vorgekommen; sie wird natürlich bejaht; sodann wird untersucht, „welche Stellung einem Lehrer einzunehmen erlaubt sein muß und wie weit er seine Ueberzeugung mit Rücksicht auf die Schule zur Geltung zu bringen das Recht hat". Auf der Mitte von Seite 14 erklärt er mit dem „eigentlichen Thema" zu Ende zu sein. Zieht man davon, um von dem übrigen Klingklang zu schweigen, die 2 Seiten Stöcker-Hymnus und Stöcker-Auszug ab, so hat man $7\frac{1}{2}$ Seiten, auf welchen das ganze Thema nach der Behauptung des Verfassers abgehandelt und die öffentliche Meinung richtig gestellt wird. Von Seite 14

bis zu Ende Seite 23 folgt dann ein Allerlei, das durch die Behandlung der Pferdebahn-Affäre nicht schmackhafter wird; man hört da noch von weiteren guten Absichten des Verfassers; einige Paragraphen der Antisemiten-Petition werden angepriesen; die Berliner „Erklärung" von Mommsen und Genossen, denen dabei eine kleine Belehrung zu Theil wird, einige antisemitische Fragen, Aufforderungen und gute Rathschläge an die Herren Kollegen, und ein Herzenserguß mit Hoffen und Erwarten machen den Beschluß.

Ich scheide zunächst alles aus, was nach des Verfassers eigener Angabe zu seinem Thema nicht gehört, desgleichen die Versprechungen, Ermahnungen, Rathschläge, die Pferdebahnaffaire und die Stellen, die von ihm selbst handeln, und versuche mir seinen Zweck zu vergegenwärtigen. Auf dem Titelblatt und einmal im Text giebt er als solchen zuvörderst an: Richtigstellung der öffentlichen Meinung; worüber sagt er nicht, wahrscheinlich also über Alles, wovon in dem Werk die Rede ist, und das ist nicht wenig; sodann hat er es auf eine Ermahnung und Berathung seiner Kollegen abgesehen, weiter will er die bürgerlichen Rechte sich und seinen Kollegen wahren; nach Seite 20 scheint es fast, als hätte er sich auch durch „frei von der Leber reden" Erleichterung verschaffen wollen; aber er hat gar nicht frei von der Leber geredet, wie er selbst Seite 23 sich bezeugt, und Erleichterung klingt weder aus dem „Schlußwort", noch dem letzten, noch dem allerletzten Schlußwort.

Der Anfang seiner thematischen Behandlung ist vielversprechend: „Die Judenfrage existirt"; man wird gestehen müssen, daß hier der Herr Verfasser Recht hat; freilich kommt der hinkende Bote nach: „sie ist eine brennende Tagesfrage". Indes mir will scheinen: man braucht bei dem ganzen Satz sich wenigstens nicht wie Macbeth vor dem Gaukelspiel der Hölle zu fürchten, „die uns mit doppelsinniger Rede äfft". — „Ein wissenschaftlich gebildeter Lehrer", heißt es weiter, „werde doch schon „als gebildeter Mensch" nothwendig zu irgend einem Standpunkt den Tagesfragen gegenüber gelangen müssen", denn er kann weder über den „Erdennöthen" schweben, noch sich „in stupider Weise um

die Dinge dieser Welt nicht bekümmern". Es wäre eine herrliche Sache um die Schulweisheit, wenn das Leben die Höflichkeit hätte, sich nur in solchen Alternativen zu bewegen. Und was das angeht, daß jeder Gymnasiallehrer zu jeder Tagesfrage Stellung nehmen müsse, so beweist das einen so heroischen Stolz des Herrn Verfassers, daß ich mit Jago singen möchte:

Stolz hat manches Haus zu Fall gebracht,
D'rum zieh den alten Kittel an!

Freilich, „irgend ein Standpunkt" kann auch ein neutraler sein. Und mit dieser Rechtswohlthat will ich auch dies hinnehmen; ich behaupte aber das menschliche Recht, nicht Alles wissen zu müssen und komme mir dabei nicht im mindesten „stupid" vor; wenn alle Häckel und Vogt, und alle Knaak und Stöcker die Welttrommel rühren, meine Weltanschauung bleibt, wie sie gewesen. Ich habe nicht die Pflicht, jedem Frager Antwort zu geben und zu jedem Plunder Stellung zu nehmen. — Es ist wahr, was der Herr Verfasser weiter sagt: „Der Lehrer ist Mensch von Fleisch und Blut"; warum nicht? „Homo ist ein Name, der allen Menschen gemein ist", das scheint mir nicht minder wahr. Gleich muß ich aber wieder widersprechen, wenn es heißt: „er hat schon zur pflichtmäßigen Ausübung politischer Rechte sich um die Tagesfragen zu kümmern". Ich würde das „pflichtmäßig" lieber gestrichen und vor Tagesfragen „politischen" eingeschaltet sehen; denn es giebt keine Verpflichtung, z. B. das Petitionsrecht auszuüben und zur Ausübung politischer Rechte brauche ich von den Funden des Herrn Schliemann gar nichts zu wissen. Durch seine Erziehung und seine Beschäftigung würde, heißt es dann weiter, der Lehrer dazu geführt, „sich die Erscheinungen theoretisch zurechtzulegen und ihren Gründen, ihrer sittlichen Berechtigung nachzudenken". Welche Erscheinungen? Welche absonderliche Erziehung genießt denn „der Lehrer". Sollen etwa der Rechenunterricht, oder der lateinische Aufsatz, oder die griechischen Scripta, oder was sonst für „Beschäftigung" zur theoretischen Zurechtlegung führen? und was soll „theoretisch zurechtlegen" heißen? Das Folgende finde ich wieder ganz wahr, aber so wahr, daß es

vielleicht auch der Doctor seraphicus mit einer kleinen Einschränkung passiren lassen könnte, daß es nämlich „eitel Ueberhebung" wäre, einem „wissenschaftlichen Manne" das Resultat seines Nachdenkens vorzuschreiben. Ich kenne den „Jemand" nicht, der es sich soll gesagt sein lassen, daß dergleichen „Einschüchterung" sei, wenn's aber kein Gespenst ist, so will ich dabei dem Herrn Verfasser tüchtig helfen, nur fällt mir dabei Prinz Heinz ein: „Du bist ein gesegneter Mensch, daß Du denkst, wie Jedermann denkt." Wenn dies auch noch für die folgende Interjektion: „Ehrlichkeit sei die Losung" gilt, so habe ich doch wieder ernste Bedenken bei der Behauptung: Die Judenfrage sei „ein Objekt wissenschaftlicher Behandlung in hervorragendem Maße". Goethe sagt einmal irgendwo, daß in der Wissenschaft wie in der Kunst alles darauf ankomme, daß die Objekte rein aufgefaßt und ihrer Natur gemäß behandelt werden.

Nach der Behandlung, welche die antisemitischen Unternehmer dieser Frage haben angedeihen lassen, leugne ich, daß diesen Forderungen genügt worden ist und erwarte den Gegenbeweis. Die Begründung, die der Herr Verfasser seiner Behauptung folgen läßt, macht mich immer bedenklicher. Indem er behauptet, es sei „Recht und Pflicht historischer Auffassung", die politischen Faktoren zu begreifen, folgert er, daß Historiker und Philologen die „nächste Veranlassung" hätten, sich „theoretisch mit der Genesis und Geschichte des semitischen Einflusses in unserem Vaterlande zu beschäftigen". Wenn er auf den Philologen provozirt, so frage ich dagegen, was heißt denn das: „Recht und Pflicht historischer Auffassung"? Ist es Sache der Auffassung, die Faktoren zu begreifen? Welche Rechte und Pflichten hat eine Auffassung? Und die unglücklichen Philologen und Historiker, zu denen ich auch gehöre, die sollen die nächste Veranlassung zur Behandlung dieser vom Verfasser selbst als politisch bezeichneten Frage haben? Wofür haben wir denn alle die Politiker und Staatsmänner, groß und klein, Parlamentarier, Zeitungsschreiber, Klubredner? Und dann sollen wir weiter nicht an der Frage vorbeikommen können: „Was wird nun das Endziel und das Resultat dieses aufsteigenden (semitischen) Einflusses

sein?“ In der philosophischen Propädeutik für Prima nennt man dies eine petitio principii; will man aber bei solchen Kleinigkeiten sich nicht aufhalten und schnell eine Antwort haben, denn Kürze ist ja des Witzes Seele, so sagt der Normal-Antisemit: „Abschlachtung und Verjüdelung der Nation.“ Wozu also die langen Umstände?

„Recht soll doch vorzüglich heißen,
Was ich und meine Gevattern preisen;
Das Uebrige ist ein weitläufig Ding,
Das schätz ich lieber gleich gering.“

Seiner ersten allgemeinen Frage läßt er dann einige spezielle folgen; freilich hätte er besser gethan, er hätte sie sich in aller Stille selbst auf dem Wege geschichtlicher Studien zu beantworten gesucht; wenn er aber aus den Antworten antisemitisches Capital schlagen wollte, dann hätte er sich ergiebigere Fragen suchen sollen. „Wie kommt es denn, fragt er zunächst, daß das gutmüthige germanische Volk, das doch andere Volkselemente in sich ohne Umstände aufgenommen hat, viele Jahrhunderte hindurch vom Judenthum durchaus nichts wissen wollte?“ Ich hätte gewünscht, der Verfasser hätte das „gutmüthig“ weggelassen, denn das könnte bei dieser Untersuchung blos zum Widerspruch reizen; mit „germanischem Volk“ meint er wahrscheinlich das deutsche Volk. Nun sitzt man aber schon wieder fest: „welche anderen Volkselemente“ hat es denn aufgenommen? was soll in diesem Zusammenhange „ohne Umstände“ bedeuten? Grund genug, wie der Herr Verfasser selbst einsieht, auf eine so formulirte Frage keine Antwort zu ertheilen. Ich will aber einmal annehmen, er hätte gefragt: hat das deutsche Volk andere Volkselemente widerstandslos aufgenommen und ganz mit sich verschmolzen? Darauf erfolgt die Antwort „nein“. Denn wenn z. B. der straffe monarchische Staat Preußen einige fremde Elemente in sich aufgenommen hat, wie die französischen Hugenotten, so sind selbst diese in Preußen noch nicht völlig mit der übrigen Bevölkerung verschmolzen. Das deutsche Volk hat die Aufnahme fremder Volkselemente, z. B. der slavischen, und deren Verschmelzung in der Regel abgelehnt. Das Verhältniß

zwischen Deutschen und Slaven war das der Todfeindschaft; der Kreuzzug, den norddeutsche Fürsten unter Heinrich dem Löwen gegen die Slaven in Norddeutschland unternommen haben, ist eine der häßlichsten und blutigsten Erscheinungen der Zeit. Der ehrliche Helmold, der ihn erzählt, war einer der eifrigsten Glaubensboten unter den Slaven, schrieb auf Anregung des Bischofs von Oldenburg und ist noch nie dem Vorwurf slavischer Liebhabereien ausgesetzt gewesen. Er erzählt, wie einzelne Stämme der Slaven gänzlich vertilgt wurden, und zwar bezeugt er selbst, daß dabei nicht vom Christenthum, sondern nur vom Gelde die Rede gewesen sei; der Herr Verfasser sehe sich doch die Geschichte der anderen Volkselemente, z. B. des Wendischen in den Lausitzen an, oder was er sonst will; er braucht nur ein livisches oder esthnisches Volkslied zu lesen, um zu sehen, wie durch Jahrhunderte das Verhältniß zwischen den herrschenden Deutschen und den unterjochten Eingeborenen sich gestaltet hat. Er hätte dann sein „gutmüthig" von selbst weggelassen. Was hätte denn aus dem sogenannten gutmüthigen Volk im Herzen Europas, was hätte aus einem Volk, das minder schroff und zäh seine Eigenart zu behaupten wußte, werden sollen, dessen Grenzen unabläßig von den drohenden Wellen feindlicher Nachbarvölker umfluthet wurden und werden?

Dann stellt er die Frage: „Welches war der innere Grund der früheren Judenverfolgungen bei uns?" Was meint er mit innerem Grund? Der Jurist sagt: de internis non iudicat praetor; der Historiker meint, etwa aus der Kenntniß der handelnden Personen, der Umstände, der Handlungen selbst könne man mit mehr oder weniger Sicherheit auf die Motive schließen. Was gab der Pöbel für Gründe an, als er beim ersten Kreuzzug die Verfolgungen am Rhein begann? Christlichen Eifer. Wer will's ihm glauben? Ich nicht. Was gab er bei späteren Verfolgungen, z. B. 1349/50 ꝛc. an? Da in den Kreuzzügen der religiöse Fanatismus verraucht und die alten Anschuldigungen verbraucht waren, so hieß es: die Juden haben die Brunnen vergiftet, sie mästen sich Christenkinder und schlachten sie. Als Apion die Judenhetze begann, da beteten sie

einen Eselskopf an und mästeten einen Griechen. Wer will's ihnen glauben? Ich nicht.

Das Verhalten des deutschen Volks den Juden gegenüber war sehr verschieden, ebenso wie das der Regierenden. Deshalb hätte der Herr Verfasser seine Frage anders formuliren sollen. Bis ins 10. und 11. Jahrhundert lebten sie meist nicht blos unangefochten, sondern auch an nicht wenig Stellen sehr angesehen unter unseren Vorfahren; das hätte er z. B. aus dem Privileg ersehen können, das ihnen Bischof Rüdiger von Speyer 1084 gab und das hernach Heinrich IV. confirmirte. Tausendfach, heißt es in demselben, wolle der Bischof die Ehre der Stadt erhöhen dadurch, daß er die Juden in dieselbe aufnähme; unter Anderem ertheilt er ihnen das Recht, Grundbesitz zu erwerben, die Befugniß, christliche Sklaven und Dienstboten zu halten 2c. Je mehr der Fanatismus der Kreuzzüge wuchs, je angesehener und glänzender die Stellung der Juden ward, desto gefährlicher wurde ihre Stellung, desto mehr Bedürfniß stellte sich nach einem bestimmten Schutz heraus.

Mit Hilfe des römischen Rechts entwickelten die Kaiserlichen Kanzleien eine sehr ergiebige Einnahmequelle aus diesem Bedürfniß, und damit jene mit diesem nicht versiege, wurden die Juden immer rechtloser gemacht. Von jedem neuen Kaiser mußten sie mit schwerem Gelde ein neues Schutzprivileg erkaufen.

Diejenigen Territorialherren, welche zuerst ihre Vormachtstellung im Reiche verbrieft erhielten, sorgten demgemäß, daß ihnen diese Einnahmequelle gesichert wurde; so steht denn auch unter den Privilegien der Kurfürsten in der goldenen Bulle das Recht, Juden zu halten. Allein die Kaiser wollten die Einnahmequelle nicht missen und legten ihnen ihrerseits neue Lasten auf; der eine nannte sie „goldener Opferpfennig", der andere „Zins"; Kaiser Sigismund nahm den Frankfurter Juden ein Drittel ihrer Habe ab und nannte das eine „redliche Steuer", welche er für das heilige Konzil zu Costnitz brauche. Je größer die Geldnoth und die Genußsucht der herrschenden Stände wurde, um so härter ist auch der Druck, der auf den Juden lastete; und da jene Ursachen in Uebergangsperioden am stärksten her-

vortreten, so zeigen sich auch die Folgen während dieser am stärksten; z. B. in Deutschland im 15. Jahrhundert. Seit Kaiser Wenzel behandelte man die Juden wie eine Sparbüchse, die man leert, wenn man sie im Verdacht hat, daß sie etwas Nennenswerthes enthält. Und das war doch der einzige Schutz, auf den dies unglückliche Volk rechnen konnte; denn sowie Schaffhausen 1401 und Budweis 1504 alle seine Juden verbrannt hatte, so verhandelte man auch 1516 zu Frankfurt darüber, bis der Fuldaische Gesandte sich dazwischen schlug und meinte, solche Verbrennung schade allzusehr seines Herrn Kammerkasse. Bei diesen Gesichtspunkten ist es auch im Wesentlichen geblieben; die Reichspolizeiordnung von 1548 sprach allen Reichsständen das Recht zu, Juden zu halten; das westfälische Friedensinstrument machte dieses zu einem „landesherrlichen Regal".

Der Herr Verfasser hätte sich alles dies als Historiker und Philologe selbst zusammensuchen können, wenn er's nicht wußte; und wenn er's wußte, weshalb fragt er?

Und wie war's denn in Frankreich und England, wo sie „einfach ausgetrieben" wurden?

Als Kaiser Albrecht I. die französischen Juden von Philipp IV. als „kaiserliche Kammerknechte" reklamirte, und die französischen Juristen die Berechtigung dieser Forderung anerkannten, so gehorchte Philipp IV., aber nicht ehe er den Juden Alles genommen und sie bis auf die Haut hatte ausziehen lassen.

Und wenn der historische Herr Kollege aus einem Lexikon gelernt hat, daß es ihnen 1290 bei unseren „weniger gefühlsweichen germanischen Vettern in England" gerade so ging, so hätte er „als wissenschaftlicher Mann" doch einmal näher zusehen sollen; dann hätte er alle die Fragen nicht zu stellen brauchen, dann hatte er auch erfahren können, daß sie Cromwell gern duldete wegen seiner Handelspolitik, denn die Juden hatten bis dahin, was unsere englischen Vettern früher gemerkt und ausgesprochen haben, als wir, der Welt einen wichtigen Dienst in der „Wachhaltung kaufmännischer Thätigkeit" geleistet.

Was seine Fragen bezüglich der Mommsen'schen Behaup-

tungen betrifft, so mag er sich seine Antwort bei dem zu holen versuchen, der sie aufgestellt hat.

Nur hier noch eins, und das geht vor Allem den Philologen an. Er fragt: „Wie kommt es, daß Tacitus das Judenthum abfällig beurtheilt?“

Woher kommt es denn, will ich einmal fragen, daß Tacitus Hist. V. 2 der Namen Judaei mit dem auf Creta gelegenen Berge Ida, mit Idaei zusammenbringt, und daß er Hierosolyma von dem Dux Hierosolymus ableitet? Woher kommt es denn, daß er Annal. XV. 44 über die Christen so abfällig urtheilt?

Weshalb nennt denn Sueton das Christenthum einen verderblichen Aberglauben, superstitio malefica?

Weshalb ließ man denn die römischen Schulbuben die abscheulichsten Beschimpfungen Christi und seiner Anhänger aus den gefälschten Pilatusakten auswendig lernen?

Weshalb schrie der hohe und niedere Pöbel im ganzen römischen Reich, wenn der Tiber zu viel und der Nil zu wenig Wasser brachte, oder Erdbeben, Hungersnoth und Seuchen die römische Welt bedrohten: Christiani ad leonem! Die Christen den Raubthieren zum Fraß! Damit der Unwille der Götter gesühnt würde?

Weshalb warf man denn den Christen vor, sie schlachteten Kinder, saugten ihr Blut aus, vertheilten ihre Gliedmaßen?

Und nun noch einmal zu Tacitus!

Woher hat denn dieser die albernen und schimpflichen Fabeleien?

Von Apion, dem ägyptischen Marktschreier.

Warum hat denn aber Tacitus nicht die Widerlegungen des Flavius Josephus berücksichtigt, die ihm zugänglich sein konnten, da sie nach Eusebius sich im Römischen Staatsarchiv befanden?

Er ist einem, oder mehreren literarischen Falschmünzern in die Hände gefallen, da seine Vorurtheile ihm keine objektive Prüfung gestatteten; er hat sein Geschichtswerk durch lächerliche Fabeleien entstellt, da er sein geschichtliches Material seinen patriotischen Zwecken glaubte dienstbar machen zu sollen.

Da die Tacitus seltner sind als die Apion, so bringt die Geschichte der Menschheit zu jenen wenige, zu diesen viele Analogien.

Es kommt darnach selten vor, daß geniale Köpfe in ihrer naiven Selbstgewißheit Betrügern und Flunkerköpfen Glauben schenken; was aber immer und immer wiederkehrt, das sind die Pöbelfänger, die auf literarischen Betrug und politischen Skandal reisen, diese Bänkelsänger der skandalsüchtigen Masse; das sind die Weltpauken — Tiberius nennt den Apion cymbalum mundi — die ihre Rechnung finden, weil die Menschen lieber Schmähungen als Lobsprüche hören.

Hätte der „wissenschaftliche Mann" sich in aller Stille alles dies selbst zusammengesucht, dann hätte er auch die Tacitusfrage nicht zu stellen brauchen; dann wäre er auch vermuthlich nicht zu der „Vorstellung eines jüdischen Nationaltypus" gelangt, wie sie erwähnt wird; dann hätte der Herr Verfasser noch weniger nöthig gehabt, die Berechtigung des antisemitischen Glaubens als „mit Naturgewalt erwachsen" zu bezeichnen. Und was soll diese neue Phrase? Ist das die Weise eines „wissenschaftlichen Mannes"? Mit solchem sensitiven Fatalismus läßt sich Alles rechtfertigen. Und hat einer diese naturgewaltige Anschauungsweise, so sollte er sie für sich behalten. Wenn er sie unter seinen Gevattern und Kollegen auskramt, so ist das Sache seines Geschmacks, wenn er sie aber als wissenschaftliche Waare durchschmuggeln will, so wird ihm auf die Finger geklopft.

Der Herr Verfasser mag sich über die unüberwindliche Antipathie zwischen Abendländer und Juden beruhigen:

„Wer sich selbst und Andere kennt,
Wird auch hier erkennen:
Orient und Occident
Sind nicht mehr zu trennen."

Und wer der „leichtfertig Aburtheilende" und „unwissend in der Geschichte" ist, mag er sich selbst beantworten.

Leider bin ich erst bis S. 7 des Werks gekommen; aber nun gehts schneller, denn die 2 Seiten Stöcker haben mit dem Gymnasiallehrer nichts zu thun; freilich müßte auch

hier wieder gar viel „richtig gestellt“ werden. „Die ganz verjüdelte Tagespresse“, „die Judenfrage ist Jahrhunderte alt“, „das ungeheure Anathema“ u. s. w. gehören nun einmal dazu, denn

„Willst nicht Salz und Schmalz verlieren,
Mußt, gemäß den Urgeschichten,
Wenn die Leute willst gastiren,
Dich nach Schnauz und Schnabel richten.“

Und wenn er seine Ehrenerklärung für Herrn Stöcker auch noch so dick unterstreicht, die „öffentliche Meinung“ wird dadurch nicht „richtig gestellt“; und wenn er noch so oft die Stöckerei wiederholt und abdruckt, hundert graue Pferde machen doch nicht einen einzigen Schimmel. Die Katze, die dieser „edelgesinnte Mann“ geschossen, wird er nimmermehr zum Hasen kochen. Wenn er aber Herrn Stöcker für diesen Fall als Pallisade hat gebrauchen wollen, so hat er's schlecht getroffen, der Herr hat genug mit sich selbst zu thun. Aber die Todten mögen ihre Todten begraben, ich gedenke ihnen nicht die Lampe dazu zu halten. Eine Grabschrift will ich ihnen aber nicht vorenthalten:

„Darf man das Volk betrügen?
Ich sage: nein!
Doch willst Du sie belügen,
So mach es nur nicht fein.“

Nach dem verunglückten Rettungsversuch, der mit dem Herrn Hofprediger angestellt ist, folgen wieder einige Paukenschläge, die verhallen mögen; sodann wird behauptet: Allen Antisemiten unlautere Beweggründe unterzuschieben, sei irrig. Die Thüre war längst offen, die hier eingerannt werden sollte. Wem ist dies denn in den Sinn gekommen? Es sind eben sehr verschiedene Beweggründe, durch die sich gar Mancher und gar Manche hierin bestimmen lassen: da sind Neid, Haß, Mißgunst, Verbissenheit, persönliche Erfahrungen, Irrthümer, Unwissenheit, Vorurtheile, vermeintlicher Purismus, sog. patriotische Wallungen u. s. w., die oft stark gemischt in den Einzelnen sich zusammen-

finden. Daß die „Judenvertheidiger" — Judengenossen wäre doch bequemer und bezeichnender — bei dieser Kampfweise der Antisemiten, mit Mängeln und Gebrechen, Uebelthaten, Vergehen und Verbrechen, die unter den Angegriffenen ebenso vorkommen, wie unter allen Menschen, in ihren Reden und Schriften nicht besonders hervortreten, versteht sich ebenso von selbst, wie es oft ausgesprochen ist — von Christen wie Juden —, daß es noch viel zu bessern gebe. Aber besser wird's nur, wenn Jeder bei sich selbst den Anfang macht, und wenn die Gegner einmal aufhören zu glauben, sie widerlegten, wenn sie ihre Meinungen wiederholen. Soll jeder Mensch nach seinem Verdienst behandelt werden, dann werden nicht Viele ohne Schläge davonkommen. — Folgen nun bei dem Herrn Verfasser ein paar Sätze, die an den bekannten Orakelton erinnern: „Wir Germanen", „in Germanien" u. s. w.; der Ton steht ihm nicht gut; er versteht sich noch nicht sonderlich auf dergleichen Bravaden, und es kommt auch bei größerer Fertigkeit nicht viel mehr heraus, als daß man denken wird: „Obschon das Lied nicht viel agen wollte, so war die Weise doch sehr unmelodisch." In diesem Liede hat der Verfasser aber auch eine Saite gerührt, die noch übler wie unmelodisch klingt. Es mag sein, daß es ihm geht wie Hamlet: „Ehrlich sein heißt, wie es in dieser Welt zugeht, ein Auserwählter unter Zehntausenden sein." Mir will aber scheinen, daß er mehr und öfter unter der Menge der Zehntausende geblieben ist, als er wünscht und glaubt; z. B. äußert er die Meinung: bei uns Deutschen verstehe es sich von selbst, daß keiner in seiner amtlichen Thätigkeit sich von seinen „Privatansichten" leiten lasse. Als Deutscher protestire ich zunächst gegen diese nationale Anmaßung; und wenn vorher dem Historiker und Philologen Siecke schon ein kleines Vademekum gegeben worden ist, so könnte man's hier fortsetzen und dazu eins dem Philosophen S. geben. „Seit Jahrhunderten" herrscht bei uns „die Anständigkeit der Gesinnung", es bei dem Beamten für selbstverständlich zu halten, daß er „sein amtliches Wirken von seinen Privatansichten streng trennt". Seit wie viel Jahrhunderten? und wie wäre es vorher gewesen? Was die „An-

ständigkeit" angeht, so spielt die bei dem Herrn Verfasser eine noch größere Rolle, als die „Ehrlichkeit", hoffentlich mit größerer Wirkung. Denn wenn er es sich herausnimmt, zu erklären: „Wohl uns, daß kein Demokrat Zweifel in die Unparteilichkeit eines konservativen Richters" oder umgekehrt „setzt", so hätte er aus der Logik wissen können, daß solche Verallgemeinerungen wissenschaftlich unstatthaft sind; oder hat er vielleicht vorher bei allen Demokraten bezw. Konservativen Umfrage gehalten? Oder sollte es ihm vielleicht gehen wie Valentin in den beiden Veronesern: „Wer stets zu Hause bleibt, bleibt im Witz zurück"; oder ist er gar unter die Pharisäer gegangen? Das würde sich doch für ihn, den Antisemiten, am allerwenigsten schicken. Aber das folgende „Wohl uns" wird noch schlimmer: „kein anständiger Mensch zweifelt", daß der Lehrer vor seiner Klasse sich nur um seinen Gegenstand kümmert! Wer also hierin den Herren Henrici, Förster, Jungfer, Siecke 2c. nicht glaubt, ist „kein anständiger Mensch", und die „urtheilslose Menge" wird durch Wohlverhaltungszeugnisse belehrt, welche die Lehrer von Sextanern aufwärts sich ausstellen lassen. Probatum est! Ich kann mich aber dabei nicht beruhigen, ich muß dem Gymnasiallehrer und Pädagogen Siecke auch noch zu einem Vademekum verhelfen. Wenn er meint, der rechte Lehrer verkehre, „wenn er vor der Klasse steht", „als Mensch mit Menschen", so kann man sich dabei allerhand denken; ich habe bisher allerdings immer geglaubt, das Verhältniß sei präziser bezeichnet durch „Lehrer zu Schüler"; mir schien in diesen Bezeichnungen gerade die Modifikation des allgemein Menschlichen gegeben zu sein, welche die sittlichen Beziehungen zwischen den Unterricht Gebenden und Nehmenden, zwischen den Subjekten und Objekten der Erziehung am klarsten bezeichnet; vielleicht hat der Herr Verfasser gefürchtet, daß hier unter „Lehrer" der pedantische Schulmeister und unter „Schüler" der antipädagogische Schulbub hätte gemuthmaßt werden können. Wenn er aber sagt, daß der Lehrer sich um „nichts, als um seinen Gegenstand kümmern" solle, so widerspräche das wieder meinem Auskunftsmittel; und wenn dieses „um nichts, als um den Gegenstand kümmern" dadurch

erläutert wird, daß der Lehrer „sich gewissermaßen in der Stellung eines Vaters zu seinen Kindern fühlt", so muß ich den Herrn Verfasser dabei seinem eigenen Schicksal überlassen. Es giebt Albernheiten, die nicht mehr zum Schleifstein des Witzes werden können. Im Folgenden wird es leider nicht besser: „Der Gedanke, heißt es weiter, muß in einem jüdischen oder arg verjüdelten Gehirn entstanden sein, daß ein Lehrer, der den unberechtigten Einfluß des Semitenthums im germanischen Staatswesen bekämpft, seine jüdischen Schüler anders behandle, als seine christlichen. Sollten uns das die Juden nicht auf's Wort glauben, so würden wir darin eine der Verschiedenheiten des jüdischen und germanischen Charakters erblicken müssen."

Man wird nicht leugnen können, daß diese Tollheit Methode hat: Wer die Objektivität aller Lehrer bezweifelt, ist unanständig; welcher Jude den antisemitischen Lehrern hinsichtlich der Behandlung seiner Kinder keine volle Unparteilichkeit zutraut, beweist dadurch, daß er kein Germane ist, sondern einer fremden Rasse angehört.

Den Juden wird also nichts übrig bleiben, als den Herrn Siecke und Genossen eine Vertrauensadresse zu votiren.

Und nun sehe man sich Logik und Stil im Einzelnen an. Warum „muß" denn der Gedanke in einem jüdischen Gehirn entstanden sein? weil es dem Herrn in seinen Kram paßt. Mich wundert, daß er der Physiologie und Anatomie keine Vorwürfe macht, weil sie nicht zu Nutz und Frommen der „wissenschaftlichen" Antisemiten die abnormen Qualitäten des jüdischen Gehirns festgestellt haben. Er freilich weiß sich zu helfen: in seiner Logik ist „muß" = kann; warum sollte es nicht auch ein jüdisches, ein verjüdeltes, ein arg verjüdeltes Gehirn geben? Er stellt ja die öffentliche Meinung richtig, wenn er all dies behauptet; wenn er immer wieder vom „unberechtigten Einfluß des Semitenthums", von der „Ueberwucherung im Richterstande", von der „Anständigkeit der Gesinnung" in die Welt posaunt; Beweise sind ein langweilig Ding, und Gewissen ist ein gefährlich Ding, es macht einen voller Schwierigkeiten, dies fand schon Richard III. Wer die „urtheilslose Menge"

etwas glauben machen will, der muß vor allen Dingen das Alberne wahrscheinlich zu machen wissen.

Indessen die Juden und Judengenossen werden ihm verzeihen, sie werden vielleicht über ihn denken, wie der bescheidene englische Ritter von sich dachte:

„Im Stande der Unschuld ist Adam gefallen, was soll der arme Hans in den Tagen der Verderbniß thun?"

Im Folgenden scheint er aber wirklich unter die Pharisäer gegangen zu sein, wenn er schreibt: „Wir Lehrer fühlen uns über einen solchen Verdacht hoch erhaben."

Wir Lehrer? Ich protestire, denn mir geht's wie Herrn Siecke: „ich gehöre auch zu den Wir"; ich protestire, denn Sicherheit ist des Menschen Erbfeind. Ich möchte dem Herrn Kollegen zu bedenken geben, daß man nie erlangen kann, was man schon zu haben glaubt. Und wenn Herr Siecke fortfährt: „wir schütteln das Gerede von uns ab wie Schneeflocken", so will ich ihn bei dieser Beschäftigung nicht stören, ich will ihm auch sein schönes Gleichniß nicht verdenken, wenn er mir nicht übel nimmt, daß ich mit Salisbury im König Johann sage:

„Sich umgeben mit zwiefachem Prunk
Ist lächerlich und unnütz Uebermaß."

Wenden wir uns nun mit dem Herrn Verfasser S. 11 zu seinem 2. Theil, um ihn „die Frage ausführlich erörtern" zu sehen, „ob und in welcher Weise ein Lehrer die Ansicht, welche er nun einmal gewonnen hat, im praktischen Leben zur Anwendung bringen darf". Als gebildeter Stilist fällt Herr S. aber nicht mit der Thür zum Hause hinein, sondern macht einen ordentlichen Uebergang. Der ist freilich ein bischen lang ausgefallen; es ist wohl viel Nichtssagendes darin; dafür macht er aber auch ein ganzes Problem auf 4 Zeilen ab und spart die Beschuldigungen nicht. Allen Respekt vor seinen zoologischen und anthropologischen Leistungen und Kenntnissen, ich verstehe nichts davon. Er scheint allerdings aufs Genaueste darüber unterrichtet zu sein, daß die Eigenthümlichkeiten einer Rasse an der Jugend oft deutlicher als am Manne sich erkennen lassen; ich muß nur bekennen, daß ich diese Rassenstudien bisher im

Unterricht verabsäumt habe, und, da ich nun einmal hartnäckig von Natur bin, auch jetzt nicht den Vorsatz fassen kann, mich für die Zukunft zu ändern. Und das wird er mir wohl nicht allzu hoch anrechnen, denn er hat die Güte zu gestatten, daß das Jeder „mit sich selbst abmachen" könne; er wird vielleicht auch gestatten, daß das Einer thut, ohne sich um das Geschrei der Antisemiten zu kümmern und nicht wie er denkt, daß Jeder es thun werde, „ohne sich an das Geschrei des um seine Herrschaft besorgten Judenthums zu kehren". — Wenn er als „wissenschaftlich gebildeter Mann" sich verpflichtet fühlt, „der jetzt herrschenden ungeheuren Einseitigkeit in der Besprechung öffentlicher Zustände entgegen zu treten", so möchte ich für seine weiteren Versuche ihm ein Ergebniß wünschen, was seinem muthvollen Vorhaben besser entspricht als das vorliegende. Und dann noch eins; ganz unter uns, könnte der Herr Kollege mit dem Wörtchen „ungeheuer" nicht ein klein wenig sparsamer umgehen? Das muß man in der Klasse schon so oft moniren und manchmal auch in einem Primaneraufsatz unterstreichen. — Die „jüdische Censur", die nach seiner Meinung die meisten Gedanken erst passiren müssen, ehe sie „in den Zeitungen dem Publikum vorgeführt" werden, braucht ihn bei seinen weiteren Bestrebungen wenig zu inkommodiren, wenn er sich dabei in Form und Inhalt so hält wie bei seiner ersten Leistung.

Ich freute mich als ich am Beginn seines zweiten Theils las, daß er von den Beamten maßvolles Auftreten, Vermeiden jedes berechtigten Aergernisses, ernste Behandlung großer Fragen verlangt; ich dachte: Just so steht es in der öffentlichen Meinung fest; was soll also richtig gestellt werden? Und wie wohl die Herren Förster und Jungfer bei dieser Richtigstellung oder bei jenem Selbstbekenntniß und -zeugniß wegkommen?

Er meint auch: „solche Fragen müssen durchaus in großem Stil behandelt werden". Für wen hat der Herr Kollege dies Recept verschrieben? Für den Herrn Hofprediger kann er's nicht verschrieben haben, denn der ist doch das Haupt und hatte früher geschrieben; vielleicht für die Herren Henrici und Konsorten? oder vielleicht für sich selbst? Es scheint mir aber nicht an-

geschlagen zu haben, oder hat sich der Herr Kollege den Zwang der Bescheidenheit auferlegt, eingedenk der Mahnung:

„Ein Untergebener glänzt leicht zu hell;
Besser nichts thun als zu viel Ruhm erwerben,
Wenn unsere Obern fern."

Ich stimme ganz dem zu, daß solche Fragen „von Persönlichkeiten losgelöst und in die Sphäre rein sachlicher Erörterungen hinübergeleitet werden" müssen. Das Erstere ist Herrn S. nicht gelungen, indessen da hat ihm seine kollegialische Gesinnung vielleicht einen Streich gespielt; und was das Zweite betrifft, so ist er allerdings über die Vorarbeiten zur Legung dieser Leitung nicht hinausgekommen. — Bei dem Folgenden habe ich wieder viele Bedenken: „politische Tagesfragen sind für den eigentlichen Unterricht überhaupt nicht vorhanden". Das „eigentlich" ist ein gar unsicherer Kantonist; ich weiß nicht recht was Herr S. sich unter uneigentlichem Unterricht denkt; und dann sagt er: „keine Anspielung auf dieselben ist gestattet". Ist das eine lex Sieckeia? Der Herr Kollege wird mir gestatten, es vorläufig für eine unklar gefaßte rogatio zu halten, zu der die Motive fehlen. Erst muß ich ihn bitten, für die verpönte „Anspielung" objektiv faßbare Kriterien festzustellen. Oder ist es auch nur eins von den Worten, die sich bei gewissen Gelegenheiten statt der Begriffe einzustellen pflegen? Und ich muß leider gestehen, daß der Herr Verfasser selbst zu diesem Verdacht Anlaß giebt. Denn bei der gleich im Folgenden aufgestellten pädagogischen Regel fügt er doch verständigerweise hinzu, daß er sie ausspreche „nicht als Redensart". Ich war dem Herrn Verfasser sehr dankbar für diese Versicherung; aber da Undank der Welt Lohn ist, und da der Mensch je mehr will, je mehr er hat, so kam mir von ungefähr der Wunsch, der Herr Verfasser möchte an allen zweifelhaften Stellen dergleichen Weg- und Warnungszeichen errichtet haben! Und da ich einmal beim Wünschen angelangt war, so hätte ich es auch lieber gesehen, der Herr Verfasser hätte seine Regel nicht als „einen tief empfundenen Grundsatz" bezeichnet; es ist nur, weil ein „wissenschaftlicher Mann" dergleichen besser

vermeidet, sonst heißt es gleich: le stile c'est l'homme oder: „Eigentlich kommt Alles auf die Gesinnungen an; wo diese sind, treten auch die Gedanken hervor, und nach dem sie sind, sind auch die Gedanken." Wenn man diese beiden Dikta zusammenkoppelte, so könnte das für den Herrn Kollegen sein Unangenehmes haben.

Und nun die Regel, durch deren Befolgen der Lehrer „zur gedeihlichen Lösung der Judenfrage am schönsten und wirksamsten wird beitragen können":

„Die Schüler beider Rassen nimmt er gleichmäßig heran und gewöhnt sie an gleiches Denken und Behandeln geistiger Objekte, um dadurch eine Annäherung der Anschauungen beider Rassen herbeizuführen."

Wenn ich nach dieser Regel handeln sollte, so würde ich mich zunächst in Verlegenheit finden, die Schüler „beider Rassen" zu unterscheiden; denn nach der Konfession zu fragen, ist außer bei Aufstellung der Ordinariatslisten kein sachlicher Anlaß, und nach dem äußeren Typus eine solche bedeutungsvolle Scheidung vorzunehmen, fühle ich mich weder berufen noch befähigt. Es mag sein, daß das anderen Herren besser gelingt; wir wollen also annehmen, es sei gelungen. Wie soll nun weiter das Gewöhnen „an gleiches Denken und Behandeln geistiger Objekte" ins Werk gesetzt werden? Ich muß bekennen, ich weiß nicht einmal recht, was der Herr Kollege damit hat sagen wollen. „Gleiches Denken" in Bezug auf was? oder ist gemeint in Bezug auf alle wichtigen Gebiete? Gleich mit wem? Soll der „jüdische" Schüler dem „germanischen" in seinem Denken gleichgemacht werden?

Wenn das möglich sein sollte, so dürfte man auch die tiefeinschneidenden Rassenunterschiede des Herrn Verfassers nicht zugeben; denn wenn er auch ein äußeres Resultat in dieser Beziehung erreicht haben sollte, so wird er doch nicht glauben, im besten Falle mehr als Selbsttäuschung oder unbewußte Heuchelei gewirkt zu haben; naturam expellas furca, tamen usque recurret citirt er ja selbst. Es sollte mich freuen, wenn er durch diese einfache Betrachtung sich veranlaßt sehen sollte, seine schroffe Rassentheorie fallen zu lassen. Nach dem Wortlaut könnte er

aber auch gemeint haben, daß der germanische Schüler nach dem jüdischen gemodelt werde; mit diesem Theil der Alternative will ich aber weder sein Gewissen, noch seine Phantasie belasten. Vielleicht könnte auch gemeint sein, daß „beide Rassen" in der Schule zu einem mittleren Tertium genähert werden sollten. Dies bitte ich mir zu bezeichnen, ehe von mir verlangt wird, diesen Weg nach dem Olymp mich nachzuarbeiten. — Nicht viel anders steht es mit der anderen Forderung der „gleichen Behandlung" gleicher Objekte. Wenn er die gleiche Methode der Behandlung meint, so mags passiren; will für die Schule so sehr viel nicht bedeuten und für die Lösung der Judenfrage noch viel weniger; wenn er aber die Auffassung meint, so muß nur bemerkt werden, daß die meisten Schulgegenstände einer Rassennüance bei der Auffassung ihrer Natur nach nicht unterworfen sind; und da ich den geneigten Leser nicht mit all den Hypothesen, die des Herrn Verfassers unklare Regelfassung offen läßt, langweilen will, breche ich ab; und da ich nicht weiß, was er gemeint hat, so wird er gestatten müssen, daß ich meine Pädagogik nach der Väter Weise weiter treibe. Ich will ihm gern glauben, daß er sich von dieser Regel „abzuweichen nie erlaubt," der Weg der Ausführung, wie das vorgesteckte Ziel werden mir dadurch nicht deutlicher. Im Folgenden stimme ich mit ihm überein, daß auch der Lehrer das Recht hat, seine staatsbürgerlichen Rechte auszuüben; ich hatte hier allerdings nach dem Vorhergehenden von dem Herrn Verfasser das Wort „Pflicht" erwartet. Es wird auch Niemand leugnen, daß es „Jedem gestattet sein muß, in die Oeffentlichkeit hervorzutreten". Nur muß er sich auch das Wie recht sorgfältig überlegen, denn mit dem „Hervortreten" an sich ist noch wenig gethan; es soll doch auch etwas erreicht werden; und wenn das nicht geht, so will man sich doch auch keinen allzu großen Schaden anrichten. Es kommt nicht selten vor, daß der „urtheilslosen Menge" die Nase des „Hervortretenden" nicht gefällt, das muß er sich gefallen lassen; oder auch die „öffentliche Meinung" fällt harte, vielleicht ungerechte Urtheile; freilich kann er dann zur „Richtigstellung" schreiten; wogegen er es sich gefallen lassen muß, daß irgend Einer diese

„Richtigstellung" wieder richtig stellt, und da wird er schließlich, wenn er nicht von hartem Zeug ist, zur Erklärung kommen, daß er nicht mehr mitspielen wolle. Vielleicht hat der Herr Verfasser schon bei seinem ersten Versuch dergleichen vorempfunden, Instinkt ist ja eine große Sache, denn ich lese eben, daß er schreibt: „ich gedenke auch später mich reservirt zu halten". Ja wenn das nur so ginge! Doch davon später!

Es kann dem Herrn Verfasser wohl schwerlich verborgen geblieben sein, daß die Berechtigung dessen, was er ferner verlangt, gar nicht bestritten wird: zuerst soll es auch dem Lehrer erlaubt sein, „in Versammlungen öffentlich seine Ansichten ruhig zu entwickeln", es muß nur nicht à la Henrici geschehen; oder sich „in Schriftstücken an das Publikum zu wenden", sie müssen eben danach sein; oder „das Petitionsrecht auszuüben", es kommt nur auf das Wie und die Umstände an. Es ist eine alte Wahrheit, daß nur ein leiser Uebergang vom Unverfänglichsten zum Schädlichsten ist; und es ist eine alte Erfahrung, daß gar Mancher diese Grenze weder zu bemerken noch zu empfinden versteht; und daß dies ganz besonders schwierig ist in erregten Zeiten und im hitzigen Parteikampf, dafür haben uns die letzten Jahre mehr als genug Beweise geliefert. Wenn er aber behauptet, daß das öffentliche Auftreten eines Beamten in jeder Sache gestattet sei, wenn er nur die „äußere Form" wahre, so kann das nicht zugegeben werden. Wenn ein Lehrer in öffentlicher Versammlung oder in Schriften z. B. das sozialdemokratische oder das nihilistische Programm entwickelt und vertheidigt, so wird das keine Unterrichtsverwaltung gestatten können, und wenn es auch noch so sehr „der materielle Inhalt seiner ehrlichen Meinung" ist, ein Punkt, auf den es bei einer richterlichen Entscheidung wieder nicht ankommen kann, denn de internis non iudicat praetor. Und bei Ausübung eines Bürger-Rechts ist es für den Ausübenden immer von Belang, ob er die rechte Zeit, die rechten Mittel und die rechten Umstände zur Seite hat. Unterschreibt ein Lehrer die Antisemiten-Petition und befindet sich an einer interkonfessionellen Anstalt, an der ebenso jüdische Lehrer wie Schüler sind, so bestreite ich, daß die

Umstände der Ausübung seines Rechts entsprechen. Wenn er es für passend hält, seine antisemitische Gesinnung auf jene Weise zu dokumentiren zur Zeit des hitzigsten Parteikampfes, und da es notorisch ist, daß die Urheber jener Petition, sowie die Faktoren, durch und die Umstände, unter denen sie zu Stande gekommen ist, nicht durchaus lauter, sachlich und angemessen waren, so kann er sich nicht wundern, daß er auf Widerspruch stößt. Wer allerdings gegen einen solchen Lehrer eine Disziplinaruntersuchung einleitet, verletzt das Gesetz; wer aber erklärt, daß ihm die Ausübung des Rechts unter solchen Umständen nicht von dem Takt zu zeugen scheine, der bei einer solchen Stellung gewahrt bleiben muß, dem würde ich zustimmen. Danach kann sich der Herr Verfasser auch seinen Vers auf den Protest machen, den er gegen den angeblichen Beschluß der Berliner Stadtverordneten erhebt. Wen er mit seinem „wir" bei protestiren meint, weiß ich nicht; uns außerhalb der Hauptstadt kann es gleichgültig sein, ich werde mir deshalb auch alle weiteren Worte darüber sparen. Nur das kann ich doch nicht hingehen lassen, daß er für die subjektive „Gesetzmäßigkeit und Wichtigkeit" der Antisemiten-Petition die Adresse des Reichskanzlers ins Feld führt; das heißt doch, sich seine Sache sehr leicht machen, wenn man einen unfreiwilligen Adressaten auf die Bresche stellt. Und wenn er wirklich glaubt, daß wir „in einem Judenstaat leben", so würde ich an seiner Stelle nicht blos „ans Auswandern denken"; „wir Deutsche" werden das aber bleiben lassen. Aber der Herr Verfasser weiß sich zu trösten, er verläßt sich auf „ernstdenkende Männer", welche, „selbst wenn ihnen nicht jeder Satz der Petition gleich sympatisch sein sollte", doch unterschreiben werden; der Herr Verfasser hat hier doch wenigstens einmal eine vorsichtige Restriktion gemacht; ob seine Prophezeihung eintrifft, weiß ich nicht; sollte sie aber nicht eintreffen, dann werden sich diese „ernstdenkenden Männer" in den Augen des Propheten sehr bald in schwache Leute verwandeln, die sich haben einschüchtern lassen. Indessen er weiß noch mehr, er meint, die Unterschriften würden kommen „im Vertrauen" darauf, „daß die Königliche Regierung die einmal angeregte

Frage schon in einer den Interessen der Gesammtheit entsprechenden Weise lösen werde". Die Königliche Staatsregierung wird sich zu diesem Vertrauen der Petenten Glück wünschen, ich hege gerechte Zweifel, ob die Lösung unter den Händen des Staatsministeriums, wenn es dieselbe überhaupt in die Arbeit nimmt, die Gestalt annehmen wird, die den Petenten vorschwebt. Sie sollten denken wie Menekrates: „Wir Blinden bitten oft unser eignes Leid, das weise Mächte zu unserm Wohl versagen."

Was „der Lehrer" alles leisten soll, gestaltet sich immer bunter, und die Wendungen, in denen ihm dies auseinandergesetzt wird, werden immer dunkler oder nichtssagender. Da heißt es zunächst: „Ihn leitet eben einmal der innerliche Wunsch, eine größere Annäherung der beiden Rassen mit herbeiführen zu helfen." Hier nimmt sich der Verfasser wieder heraus, im Namen des Lehrers zu reden und ihm seine fadenscheinigen Motive unterzuschieben; wahrscheinlich soll der Lehrer auch dabei sich nach jener schönen pädagogischen Regel des Herrn Verfassers richten. Herr Dr. Siecke hat gar nicht in unserem Namen zu reden, er hat gar nicht „das Recht", uns seine Windeier unterzulegen, die er besser ungelegt gelassen hätte, und noch viel weniger kommt es ihm zu, seinen Gallimathias uns als eine pädagogische Norm aufzudrängen; ich wenigstens protestire auf das Entschiedenste dagegen. Vielleicht veranlaßt ihn der Protest dazu, seine Erfahrungen mitzutheilen, die er in diesem Punkte bereits gesammelt hat.

„Andererseits, fabulirt er weiter, treibt ihn (den Lehrer) zu seinem politischen Auftreten die Erwägung, daß wir noch sehr weit entfernt von einer völligen Verschmelzung sind"; wenn Herr Siecke für sich und seine Genossen diese Erwägung beanspruchte, so will ich ihm dieselbe nicht verkümmern, wenn er aber von „dem Lehrer" spricht, so weise ich das zurück; und wenn er ferner den Glauben erwecken will, als ob er und seine Genossen auf dem rechten Wege wären, die Entfernung der „beiden Rassen" zu mindern, so pflegt er seine Kuren in der Weise des braven Dr. Eisenbart zu unternehmen, oder er ist wieder

unter die Zehntausende untergetaucht, die mit der „Ehrlichkeit“ nicht zurechtkommen können. Und an diesem ganzen Heilverfahren und der letzten Alternative ändert nichts der folgende Satz, daß der Lehrer bei seinem Auftreten verlange, „ehe die völlige Verschmelzung erfolgt ist, unser Deutschthum vor der Ueberwucherung durch noch nicht völlig assimilirte fremdartige Elemente angemessen zu schützen“. Auch hier bin ich wieder an der Privatlogik des Herrn Verfassers gescheitert. Und nun kommt wieder Herr Dr. Siecke, der Stilist; er nennt jene leitenden Wünsche und Erwägungen einen Standpunkt; er nennt sie einen „milden Standpunkt“; er nennt sie „einen so milden Standpunkt, daß man ihm auch von jüdischer Seite aus die Existenzberechtigung nicht wird bestreiten können“. Ich will ihm für meinen Theil die „Existenzberechtigung dieses so milden Standpunktes“ gern zugestehen, so weit habe ich es aber noch nicht gebracht, daß ich mich einem Gegner gegenüber dabei bescheide, daß er mir die Berechtigung der Existenz eines milden Standpunkts nicht bestreitet. — Dieser letzten Auseinandersetzung völlig würdig schließt er nun mit einem Seitenblick auf die Pferdebahn-Affäre das eigentliche Thema. Die Pferdebahn-Affäre und die Konfessionen des Herrn Verfassers lasse ich zunächst bei Seite und bitte den Leser, sich noch mit einiger Geduld für das Uebrige zu rüsten.

Nachdem er sich selbst bezeugt hat, daß er sich und „allen Lehrern“ das Recht der Denkfreiheit und freien Meinungsäußerung durch sein Werk gewahrt zu haben glaubt, nennt er als weiteren Zweck desselben die Wahrung des „guten Rechts unserer auf das Widerlichste angegriffenen Kollegen“. Welcher Kollegen? Welches guten Rechts? Den „Kollegen“ Henrici kann er wohl nicht gemeint haben; aber wie steht es mit der Rempelei in der Pferdebahn und dem „guten Recht“, Ohrfeigen einzustecken? Es mag wohl sein, daß der Herr Verfasser nach seinen „Vorstellungen von deutscher Mannestreue“ gerade bei dieser Gelegenheit das Bedürfniß empfindet, „eine Lanze einzulegen“, wenn auch nur „gegen das wahnsinnige Wuthgeheul eines Theils der Presse“; wahrhaft anerkennenswerth ist es aber,

daß ihn seine Nibelungen-Erinnerungen in dem Beschluß bestärkt haben, „Farbe zu bekennen". Wahrlich, es wächst der Mensch mit seinen größeren Zwecken, und so ruft denn der Herr Verfasser den „jüdischen Schreiern in den Zeitungen" zu — bedauerlich bleibt jedoch diese unpraktische Einschränkung —, durch ihre Einschüchterungsversuche bewiesen sie von Neuem, daß sie nichts verständen vom „deutschen Gemüthsleben", dem sie noch „fast so fremd gegenüber ständen, wie vor 2000 Jahren". Die dreißig Jahre, während welcher nach Goethe die Deutschen das Wort „Gemüth" nicht aussprechen sollten, sind zwar herum, aber ich würde noch eine weitere Ausdehnung des Termines vorschlagen, denn die Ursachen dieser Meinung scheinen mir nur halb verschwunden zu sein; damals, meint Goethe, hieß Gemüth nur: „Nachsicht mit Schwächen, eigenen und fremden"; der letzteren haben wir uns allerdings entledigt, bei den ersteren halten wir noch. Und wenn ich oben bei der pädagogischen Verschmelzungsregel schon von diesen 2000 Jahren gewußt hätte, ich hätte sie dem Herrn Verfasser eingeträukt.

Und nun den grandiosen Schlußsatz an die „jüdischen Schreier" — der Herr Verfasser mag mir die Erweiterung verzeihen—: (ihr zeigt) „daß euch ein recht innerliches Verständniß der trotzigen Landsleute Luthers und Lessings von der Natur einfach versagt ist". Das Ausrufungszeichen hinter einem solchen Satz zu vergessen, heißt doch allzu heroisch mit Hamlet verfahren: „Mehr Inhalt, weniger Kunst." Meine Wiedergabe war schwach, denn der Anlauf fehlte, und die Fortsetzung ist durchbrochen, aber wenn man so den ganzen urteutonischen Absatz liest, versteht man, wie es dem Herrn Verfasser zu Muth gewesen sein muß:

„Ich bin einmal so tief in Blut gestiegen,
Daß, wollt' ich nun im Waten stille stehen,
Rückkehr so schwierig wär, als durchzugehen."

Wundern sollte es mich aber nicht, wenn nächstens Luther und Lessing als die geistigen Urheber der Antisemiten-Petition auf die Bresche gestellt würden von diesen ihren

„trotzigen Landsleuten". Falstaff würde dabei vielleicht an Männchen denken, nach dem Essen aus Käserinde verfertigt. —

„Zweitens," fährt der Herr Verfasser fort, „drängte uns zu dieser Erklärung die Rücksicht auf unsere Schule." Das klingt doch nach was. Aber was soll das wieder bedeuten: „auf welche der ungeheure Lärm der letzten Tage leicht von verderblichem Einfluß sein könnte"? Auf welche? Soll das heißen auf die Verwaltung der Schule, oder auf die gute Meinung von derselben oder auf die Frequenz? Ich weiß es nicht. Nun kommt noch eins, was ich allerdings nicht erwartet hatte: „die Rücksicht auf die Eltern unserer jüdischen Schüler". Durch seine Schrift will er jene beruhigen; er will ihnen zeigen, daß Alles nicht so schlimm ist, wie die „jüdischen Schreier" glauben machen wollen; daß die Herren Förster und Jungfer höchstens eine „Unklugheit" begangen haben; daß Herr Siecke und Kollegen bestens am Verschmelzungsprozeß arbeiten, obgleich in den nächsten 2000 Jahren kein erhebliches Resultat zu erwarten sein dürfte; daß Herr Stöcker ein „edelgesinnter Mann" und Preußen ein „Judenstaat" ist; daß sich die Antisemiten in keiner Weise „abschrecken" oder „einschüchtern" lassen würden; daß nur ein „arg verjüdeltes Gehirn" Vorurtheile gegen antisemitische Lehrer haben könne; daß „wir Germanen" unser Bestes thun werden, obgleich es mit der „Anständigkeit der Gesinnung bei dem jüdischen Element durchweg" noch seine Haken hat; daß wir „in Germanien" verlangen können, daß sich die Juden „selbst unseren Vorurtheilen anbequemen". Mehr können doch die jüdischen Eltern unmöglich verlangen. Wenn's ihnen nur nicht geht wie Bolingbroke:

Wer kann Feuer dadurch in Händen halten,
Daß er den frost'gen Kaukasus sich denkt?

Aber sie mögen sich Trost schöpfen aus der Philosophie, dieser süßen Milch des Trübsals, und denken:

„Wahrheit ist ein Hund, der in's Loch muß und hinausgepeitscht wird, während Madame Schoßhündin am Feuer stehen und stinken darf."

Zu seinem allgemeinen Geschwätz über die Antisemiten-Petition habe ich nach meinen Absichten nichts zu sagen; es ist Sache der Herren Kollegen, sich darüber ihr Urtheil zu bilden; ich nehme mir nicht heraus, dazu den Wegweiser zu machen. Höchst charakteristisch sind die Hilfstruppen, die sich hier der Herr Verfasser heranholt: „Germania" und „Das kleine Journal". Man kann es wohl verstehen, weshalb diese Blätter dem Gegner mehr Bescheidenheit wünschen, weshalb sie aber der Herr Verfasser zitirt, ist mir zweifelhaft; er wird hoffentlich nicht dieselben Bedürfnisse nach der Bescheidenheit des Gegners haben wie jene; sonst denkt man auch über ihn: „Er wär' kein Wolf, wenn er nicht säh, die Römer sind nur Schafe." Ich will ihn nicht weiter stören bei dem Geschäft, in seinen eigenen Busen zu greifen, bei den alten Phrasen von der Mißstimmung „großer Kreise", „ja ganzer Volksmassen", „ja ganzer Volksschichten", von den „blutigen Gründungen". Natürlich liegt es wieder einmal „im Interesse aller anständigen Juden", Aufklärung über die Gründer durch die Statistik zu erlangen; weshalb sollten sie auch nicht, wegen des Art. 4 betreffend die statistischen Erhebungen, die ganze Petition unterschreiben, „wenn ihnen auch nicht jeder Satz derselben gleich sympathisch sein sollte"? Die Juden können sich freuen, daß der empörte Volksgeist sich so Luft macht, sonst — vergleiche 14. Jahrhundert!

Die Juden haben trotz der „Richtigstellung" des Herrn Dr. Siecke noch immer nicht die Meinung, daß sie die Jäger sind und die Christo-Germanen das Wild. Herr Dr. S. muß sich hierbei noch mehr Mühe geben; vielleicht ist er auch mittlerweile zu der Einsicht gelangt, daß er gerade dieses Departement am besten dem Herrn Stöcker überläßt, „den der Jammer dieses deutschen Volkes erbarmt". Es ist erfreulich, daß er Seite 22 zu der Einsicht kommt, daß „kein Sterblicher das unfehlbare Richteramt in Gewissensfragen" hat. Darin soll offenbar kein leichtfertiges Aburtheilen „über einen Mann wie Stöcker liegen", denn davor warnt er gerade. Ich freue mich, daß er die „Zeit für zu ernst" hält, „um uns über unseres Vaterlandes Wunde mit Redensarten hinwegzuhelfen"; ich hätte aber gern gesehen,

wenn er „zu suchen" hinzugefügt, und von Redensarten einen weniger ausgiebigen Gebrauch gemacht hätte, denn gleich darauf gehts wieder los mit „Kapitalsmacht und Judenthum"; der Herr Verfasser hätte gut gethan, sich erst „völlig darüber klar" zu werden, was an den Vorwürfen gegen die Juden berechtigt ist, ehe er ins Blaue redet und schließlich den Himmel zu Hilfe ruft. Die Frage wegen der „Uebermacht des Kapitals" — „die Judenfrage spielt da mit hinein" — soll behandelt werden, natürlich wieder in „großem Stil." Glückauf! — Von seinen Kollegen draußen im Reich scheint er eine sonderbare Vorstellung zu haben: „Niemand vertraue zu viel den Zeitungen!" Damit ist endlich der Anfang zu einem Katechismus für naive Lehrer gemacht; freilich werden sie dann aber auch lernen, daß die Citate des Herrn Katecheten zum großen Theil diesem verderblichen Institut entnommen sind und darnach zu thun sich erlauben.

Was der Herr Verfasser zum Schluß über seine eigene Person und die vorliegende Leistung bemerkt, mag einstweilen außer Betracht bleiben; einige Einzelheiten sollen vorher noch besprochen werden.

„Wir hoffen, sagte er, daß auch die Gegner uns die Anerkennung nicht versagen werden, daß wir bestrebt gewesen sind, den Streit in eine idealere und damit ruhigere Sphäre hinüber zu leiten." Wenn ich auch nicht weiß, auf was er diese Hoffnung setzt, so will ich ihm gern gönnen, daß sie bis jetzt angehalten hat; aber wie steht es mit dem „Wir"? Sind es die Antisemiten überhaupt? Die Herren Stöcker, Henrici, Förster, Jungfer, Ruppel und die anderen „bei Mohrmann versammelten christlichen Bürger Berlins"? Jedenfalls ist es alles Speck und Schwart von einer Art, so lange sie sich nicht selbst unter einander geschieden und „Stellung" zu einander genommen haben, denn „Wen Jemand lobt, dem stellt er sich gleich". Wenn man Verläumdungen, Verdächtigungen, leichtsinnige oder bösartige Beschuldigungen, Rempeln und Skandalmachen als zur „idealen Sphäre" gehörig annehmen will, dann könnte man jene Behauptung passiren lassen. Ich will aber im Interesse des Herrn Verfassers lieber annehmen, daß er mit dem „wir"

sich gemeint habe. Viel besser wird's nun auch dadurch nicht, wie er sich aus dem Vorhergehenden wohl zu folgern im Stande sein wird, und nun die „idealere und damit ruhigere Sphäre"! Der Herr Verfasser scheint auch diesen Theil der Philosophie für seinen privaten Gebrauch besonders angebaut zu haben. Er kann aber nicht verlangen, daß ich und die Herren Kollegen diese antisemitische Ideenlehre mit ihm anbauen, denn noch kennen wir sie nicht; vielleicht entschließt sich der Herr Verfasser zu einer systematischen Darstellung derselben. Vorläufig muß es also auch hier beim Alten bleiben.

Es versteht sich von selbst, daß ihm „gestattet" ist, seinen „Standpunkt fest eingenommen" zu haben; es ist dabei wohlthuend zu bemerken, wie sich der Herr Verfasser im Verlauf seines Schreibens gebessert hat, denn früher sollten alle Lehrer genöthigt sein, hierin einen Standpunkt zu nehmen; bei solcher Wandlung kann man sich beruhigen.

Offenbar macht es bei diesem seinem „festen Standpunkt" wenig aus, ob ihm die „urtheilslose Menge" zustimmt, oder nicht, er weiß ja: „Wer sich auf Volksgunst verläßt, schwimmt mit bleiernen Flossen", aber er hat doch, wie es scheint, das Bedürfniß, sich an dem Gedanken zu wärmen, daß „hunderttausende, wenn nicht Millionen" seine Ansicht theilten. Ich weiß das nicht, denn ich habe bis jetzt noch keine Gelegenheit gehabt, einem antisemitischen Generalappell in Deutschland anzuwohnen; gewiß hat der Herr Kollege die Güte und arrangirt gelegentlich einmal dergleichen, etwa auf einen Sonntag Nachmittag, damit wir draußen in den Provinzen auch einmal etwas von der Welt erfahren.

Freilich würde ich auch dann bei meiner alten Meinung bleiben und mich hüten, meine Ansichten an der Volksgunst zu wärmen, denn sie ist eine leichte Feder; und nun gar die eingebildete Volksgunst! Ich will dem Herrn Kollegen gerne glauben, daß er geglaubt hat, sein Schweigen bedeute „das Gegentheil von Mannesmuth", aber es kommt eben darauf an, wie man sein Schweigen bricht; und wenn er sagt: „unser Standpunkt wird als unehrenhaft gebrandmarkt", so leugne ich das, ob ich

gleich wieder über das Subjekt und dessen Umfang nicht unterrichtet bin. Dies wird hierbei aber wenig ausmachen. Der antisemitische Standpunkt ist zwar ganz unchristlich, aber an sich ebensowenig „unehrenhaft“ wie der sozialdemokratische. Er kann aber unehrenhaft werden, wenn der Inhaber des Standpunktes schon durch das Einnehmen desselben sich mit Verpflichtungen in Widerspruch setzt, die er übernommen und auszuführen geschworen hat. Freilich kommt es auch hier wieder auf das Bemerken und Empfinden der Grenzen an. Und nun das Vertreten des Standpunkts! Dem Herrn Kollegen will ich es ersparen, hier „Bilder aus der Antisemitenbewegung“ zu entwerfen; wenn er sie sich einmal durch den Sinn gehen läßt, bildet er sich vielleicht selbst nicht mehr ein, „ritterlich“ zu kämpfen. Indessen er mag es damit halten wie er will, ich bleibe bei meinem Protest und bei meinen früheren Erklärungen und werde auch nicht aufhören, mündlich oder schriftlich sie immer zu wiederholen. Ich halte es hier mit Franz Delitzsch: „Christlicherseits spielt in diese Bewegung ein unchristlicher Rassenhaß hinein, welcher zum Himmel schreit, und da die Wurzeln des Christenthums mit denen der alttestamentlichen Religion dieselben sind, das ekelhafte Verhalten eines Vogels darstellt, der sein eigen Nest beschmutzt.“

Und nun zum letzten Punkt, der „Richtigstellung der Pferdebahn-Affaire“. Hören wir zunächst, wie er an einem halben Dutzend Stellen ungefähr seinen Zweck der Richtigstellung zu erreichen sucht. Seite 4 erklärt er sich einer Beurtheilung des Falls enthalten zu wollen, da dies Sache der Behörde sei. Ich fand dies sehr verständig, mußte aber schnell bemerken, daß damit im Grunde nichts gesagt sei. Denn sogleich gehts weiter: Sollte der schlimmste Fall wahr sein, daß nämlich die Lehrer durch Injurien die anwesenden Juden provozirt hätten, „so läge hier ja ein Unrecht vor, wir geben es zu“. Aber, daß die Juden sich nun wehren, findet er „unqualifizirbar“, und „einer geht zu Thätlichkeiten über“. Was hätte denn der Herr Verfasser in einem solchen Fall gethan? Die Herren Förster und Jungfer durch eine Rede oder eine Broschüre belehrt, daß sie doch nicht

so ganz im Recht gewesen wären? Ich will ihm nicht wünschen, daß er es so gemacht hätte. Und hätten die Juden es so gemacht und einer wäre *nicht* zu Thätlichkeiten übergegangen, dann hätte es natürlich wieder Redensarten von der geringen „Anständigkeit der Gesinnung" gesetzt und von der Vorsicht, die der bessere Theil der Tapferkeit sei und dergl. Wenn der Herr Doktor eben noch das Benehmen der Juden „unqualifizirbar" fand, so beeilt er sich gleich wieder sich selbst Lügen zu strafen, denn das conclusum lautet: „Also größeres Unrecht gegen geringeres Unrecht". Quod erat demonstrandum. Neue Schlußfigur, in die Logik eingeführt zu antisemitischen Bedürfnissen von Herrn Dr. Siecke. Es wird aber immer besser: Nun Lärm in den Zeitungen, und zwar schändlicherweise nur über das „von uns hypothetisch zugegebene Unrecht". Man kann die Erbitterung des Herrn Kollegen sich denken; weshalb sind auch die Zeitungen nicht erst um Erlaubniß bei ihm eingekommen? Und diese abscheulichen Zeitungen, die bei diesem Skandal keine Rücksicht auf die Schule nehmen. Am Ende haben sie das wirklich nicht bedacht und waren der Meinung, daß die Anreger des Skandals das auf sich zu nehmen hätten. Und nun gar dieses Auftretens und vielleicht blos einer Ohrfeige halber „die Ehrenhaftigkeit der beiden Herren" anzugreifen! Es ist offenbar, daß die Zeitungen, d. h. die Juden den ganzen Skandal verschuldet haben. Und warum? „diese Herren in der öffentlichen Meinung womöglich gänzlich zu ruiniren". Als Kollege aus der Provinz kann ich hier allerdings nicht gut folgen, denn ich weiß nicht, welche Stufe diese Herren in der öffentlichen Meinung bereits erklommen hatten; aber das möchte ich auch vermuthen, daß den schlimmen Zeitungen es weniger um die Ehrbarkeit des „Vorfalls" zu thun war, als um die antisemitischen Bestrebungen.

„Hat man dazu das Recht?" fragt er. Auf dem Wege der allgemeinen Behandlung, auf dem wir den Herrn Verfasser mit dem „eigentlichen Thema" begleitet haben, ist er zu keiner befriedigenden Antwort gelangt, schon deshalb, weil er die Frage falsch gestellt hat. Das Verfahren der „beiden Herren", der Juden, der Zeitungen hat, wie der Herr Verfasser nun wohl

zugeben wird, mit dem Recht verzweifelt wenig zu thun. Die „beiden Herren", deren antisemitische Gesinnung sich mit oder ohne Naturgewalt entwickelt haben mag, hielten in ihrer Stimmung die Gelegenheit für gekommen, ihr Müthchen zu kühlen; die Objekte, die sie sich hierzu ausgesucht hatten, waren nicht die geeigneten, es kam zu einem öffentlichen Skandal, dessen sich die Presse bemächtigte. Vertauschen wir Subjekte und Objekte, so wäre der Skandal eben von einem anderen Theil der Presse ausgebeutet worden. Der Herr Verfasser wird uns hier in der Provinz doch nicht glauben machen wollen, daß die antisemitische Presse in diesem Fall unter Schweigen Vergeben und Vergessen geübt hätte, denn das wissen wir in der Provinz auch, daß diese Herren mit Graziano denken:

„Schweigen ist blos zu empfehlen
An geräucherten Zungen und jungfräulichen Seelen."

Wozu also die Umstände? Wie es in der Welt zu gehen pflegt, bemächtigten sich die Parteien und ein Theil der Presse des „Vorfalls", um daraus für ihre Sache Kapital zu schlagen; und daß bei solchen Gelegenheiten mit dicken und krassen Farben gemalt und mit dem Hochdruck sittlicher Entrüstung gearbeitet wird, darin sollte doch ein „wissenschaftlicher" Antisemit der Hauptstadt nichts finden. Heute mir, morgen dir. Wen's just trifft, für den ist's unangenehm. Es kann dem Herren Kollegen übrigens gar nicht schwer werden, sich zu trösten im Hinblick auf jenen „edelgesinnten Mann":

„Seh'n wir den Größern tragen unsern Schmerz,
Kaum rührt das eig'ne Leid noch unser Herz."

Die folgenden Stellen halten sich im Ganzen auf demselben Niveau: Die Juden und die Zeitungen haben den Skandal gemacht; S. 14 wird das hypothetische Unrecht der „beiden Herren" zu einer „Unvorsichtigkeit", S. 15 schwindet es „zu einem vielleicht vorgekommenen Versehen" zusammen, und einige Zeilen später wird die Vermuthung ausgesprochen, daß die „beiden Herren Kollegen" „in diesem ganzen ekelhaften Streit" sich „vielleicht unklug benommen" hätten; das versteht sich, daß die Ehrenhaftigkeit ihres Charakters ohne Makel dasteht, daß „das

Benehmen der Gegner, wir meinen namentlich die Presse, nach dem Vorgange in nicht beneidenswerthem Licht erscheint". Alles erscheint nunmehr dem Herrn Verfasser in der besten Ordnung; auch in diesem Punkte hat er offenbar nach seiner Meinung zur „Richtigstellung" das Mögliche geleistet; ich freue mich, hier noch einmal die bescheidenen Anforderungen hervorheben zu können, die er an sich und seine Leistungen stellt. Es steht nur zu fürchten, daß er, dem entsprechend, den Erfolg derselben überschätzt. Ich habe mir viele Mühe gegeben, meine Meinung „richtig stellen" zu lassen; es hat aber nichts gefruchtet, ich habe gedacht wie früher: „Allgemeine Begriffe und großer Dünkel sind immer auf dem Wege, entsetzliches Unglück anzurichten". Und was die Antisemiten-Petition-Erläuterung des Herrn Verfassers angeht, so bleibt's dabei: Der Obskuratismus will nicht die Ausbreitung des Wahren hindern, denn er weiß, daß ihm das nicht gelingen würde; er muß sich darauf verlegen, das Falsche in Kurs zu setzen.

Und nun zum Satyrspiel!

Ich glaube, ich würde dem Herrn Kollegen Unrecht thun, wenn ich annehmen wollte, daß die Stellen, in denen er seine eigene Person zum Gegenstand der Darstellung macht, ebenfalls zur „Richtigstellung der öffentlichen Meinung" beitragen sollen; ich mag nicht glauben, daß er glaubt, bereis Objekt der öffentlichen Meinung gewesen zu sein, als ihm der Gedanke an die Verkümmerung seiner Rechte die Feder in die Hand drückte.

Weshalb hat er nun aber doch sich zuweilen zum Objekt der Darstellung gemacht?

Eitelkeit, der nimmersatte Geier, kann es nicht gewesen sein, denn der fällt erst nach verzehrtem Vorrath selbst sich an; Herr Dr. Siecke streift seine Person schon auf der ersten Seite seiner Broschüre; allerdings ist mir nicht klar geworden, ob und inwiefern er objektiven Theil hat an dem „Urtheil eines Stadtverordneten" über das Friedrichs-Gymnasium und dessen Lehrer, daß sich nämlich „auch unberechtigte Eigenthümlichkeiten anderer Lehrer" geltend gemacht hätten; darin würde jedenfalls Niemand „Aufdringlichkeit oder Anmaßung" finden, daß er das Wort

genommen hat; anders ist es mit dem „Wie“. Wenn Jemand in Aufregung ist, so thut er gut, ein Glas kalt Wasser zu trinken, wenn er's haben kann; ich kann mir denken, daß ein Kollege vom Friedrichs-Gymnasium, der in jenen Tagen öffentlich das Wort zu nehmen sich gedrungen fühlte, nach einer ähnlichen Abkühlung Bedürfniß hatte, weshalb das aber immer coram publico hinunterstürzen „mit der ruhigen, sachlichen Erörterung“, dem „möglichst ruhigen Ton“ u. s. w.? Was geht das Publikum das an? es sagt sich am Ende doch: Wozu das viele Wasser? Es hat ja doch nichts genützt. Ich will's dem Herrn S. gerne zugestehen, daß viel Muth dazu gehört, in der Welt nicht mißmuthig zu werden, aber er hat's doch sonderbar angefangen, sich seines Mißmuths zu erwehren. Weshalb hat er das Publikum darüber aufgeklärt, daß er niemals eine Stöcker'sche Versammlung besucht? Scheint ihm das eine ausreichende Legitimation, objektiv und „wissenschaftlich“ zu erscheinen; das mußte er wieder anders anfangen; oder schien ihm diese Mittheilung für sonstige Fälle gut, nützlich oder dergleichen? Den Herrn Hofprediger wollte er sich wohl auch warm halten, vielleicht weil ein Freund bei Hof besser wäre als ein Pfennig in der Tasche; wenn er aber die gegnerischen Aeußerungen über Herrn Stöcker ein „unberechtigtes Manöver“ einem Manne gegenüber „in der Stellung des Herrn Stöcker“ nennt, so würde ihn dieser selbst rektificiren müssen, denn seine christlich-soziale und antisemitische Agitation soll ja immer sehr sorgfältig von seiner „Stellung“ getrennt bleiben Herr S. würde hier also dem Herrn Stöcker offenbar einen üblen Dienst geleistet haben und „Freundschaft, welche Weisheit nicht knüpfte, kann Thorheit leicht auflösen“. Jedoch damit scheint es noch gute Wege zu haben, denn der Herr Verfasser setzt seine Konfessionen fort: „ich habe ihn nie gesehen, ich bin überzeugt, daß ich auf einem von seinem theologischen Standpunkt himmelweit verschiedenen dogmatischen Standpunkt stehe“; was geht das „den Gymnasiallehrer“ an, was das „Judenthum“, was die „Richtigstellung“? Wenn der Herr Verfasser dem Herrn Hofprediger beichten will, so kann er dies auf einem passenderen Weg thun,

zumal wenn der Beichtstil so nothdürftig ausfällt; „ich habe, fährt er fort, auch nicht von allen Einzelheiten seines Auftretens Kenntniß"; wenn ich nicht schwarz auf weiß die „tiefste sittliche Ueberzeugung," welche der Herr Verfasser von dem Herrn Hofprediger hegt, mit gesperrten Lettern, sowie seine „deutsche Mannestreue" hochversichert vor mir hätte, ich wäre versucht, in diesem Sätzchen einen Akt gemeiner Weltklugheit zu entdecken, der auf rettende Hinterthürchen hinausläuft.

Auf Seite 9 geht's wieder schlimm her; ich glaube, Goethe hat Recht: „Es ist weit eher möglich, sich in den Zustand eines Gehirns zu versetzen, das im entschiedensten Irrthum befangen ist, als eines, das Halbwahrheiten sich vorspiegelt." Der Herr Kollege schreibt: „Wie sollte ein Lehrer dazu kommen, allein die Juden ihres Vermögens wegen zu beneiden, da es doch, Gott sei Dank, auch noch reiche Christen giebt." Das scheint heißen zu sollen: Der Lehrer braucht nicht die Juden allein zu beneiden, sondern, da es auch reiche Christen giebt, kann er diese auch beneiden. Daß der Herr Verfasser diese christliche Erweiterung des Neidgebiets mit Freude betrachtet, geht doch wohl aus dem „Gott sei Dank" hervor; oder will er bloß gesagt haben: „Gott sei Dank, daß es auch reiche Christen giebt?" Ich weiß es nicht; ich weiß auch nicht, was es mit jüdischem und christlichem Mammon auf sich hat; ich meine: ist einer ein Neidhammel, so wird er um allen Mammon beneiden; ist er ein antisemitischer, so wird er den der Juden mit besonders scheelen Augen ansehen u. s. w.; was hat denn aber „der Lehrer" mit dieser Lehre vom Neid zu thun? Wenn ich in einer schwachen Stunde dem Neid Gehör schenke, dann ist das doch die Schwäche des Menschen und nicht des Lehrers. Ich protestire, wenn sich Herr Dr. S. hinzuzufügen herausnimmt: „Schreiber dieses schließt von sich auf Andere." Er mag mit seinem Neidgefühl fertig werden, wie er kann und will, was geht das „Andere" an?

Bewunderungswerth ist das weite Herz des Herrn Verfassers: „Er haßt die Juden ebenso wenig, als er etwa die Japanesen haßt und berücksichtigt außerdem noch, daß

sie seine Mitbürger sind." Nur weiß man wieder nicht recht, was er will. Weshalb haßt er die Japanesen nicht? Vermuthlich weil er sie nicht kennt, oder kennt er sie? Dann können wir in der Provinz nichts damit anfangen; soviel Rücksicht hätte er auf den Gymnasiallehrer bei einer so wichtigen Stelle nehmen müssen, daß er eine weniger entlegene „Rasse" beispielsweise gewählt hätte. Warum hat er nicht lieber die Eskimos genommen, die sind doch ein bischen im Reich herumgekommen, damit „der Gymnasiallehrer" seine antisemitischen Gefühle daran abmessen konnte? Hätten's Slaven oder Romanen nicht auch gethan? Also die Japanesen! Was müssen das für Leute sein, daß der Herr Verfasser ebenso mit einem „anständigen Juden" Freund sein könne, wie mit einem „Japanesen"! Offenbar kann dies auch ein japanesischer Zuchthäusler sein, denn, wenn mir recht ist, giebt's in Japan auch nationale Spitzbuben wie in „Germanien". Aber der Herr Verfasser kann nicht nur mit einem „anständigen Juden" Freundschaft halten, nein, er „achtet ihn außerdem als Mitbürger"; und, behauptet er weiter: „meine jüdischen Freunde, die dies lesen, werden mir das zugeben". Ob dieses hoffnungsreiche Futur mit Hilfe der „jüdischen Freunde" Präsens geworden ist oder jemals werden wird, weiß ich nicht; um seine Privatansichten über Freundschaft beneide ich den Herrn Verfasser nicht, das weiß ich; denn ein Paar Zeilen vorher kommt endlich eine Definition vom Juden unter der Geburtsformel des Herrn Verfassers „er kann sich nicht helfen" ans Licht: „Der Jude ist oft eine uns (wem?) recht fremdartig gegenübertretende Erscheinung, mit anderem Denken, ganz besonders mit anderem Fühlen in Bezug auf wichtige Gebiete unseres Lebens." Hier wäre es schwer zu sagen, wem das Vademekum nöthiger wäre: Siecke dem Stilisten, Siecke dem Philosophen, Siecke dem Freunde, oder Siecke dem Japanesenfreund?

Immer weniger antisemitisch gebährdet er sich: „Die Idee der Aufheirathung seiner (des Judenthums) Töchter hat für mich nichts, wogegen mein Gefühl reagirte." Das nennt er eine „Idee"; bei derartigen Ideen reagirt das Gefühl bekanntlich

erst bei der Ausführung derselben. Die jüdischen Damen können sich über die neutralen Gefühle des Herrn Dr. Siecke freuen; aus der Aufheirathung wird aber vielleicht doch nicht viel, denn die Begehrten begnügen sich möglicherweise nicht mit Herrn Siecke und Genossen; und gegen die anderen reagirt im entscheidenden Augenblick doch am Ende das Gefühl. Und was giebt's mit der männlichen jüdischen Jugend? Hat der Herr Verfasser da nicht auch eine Idee, oder kann er eine auftreiben? Und was hat er noch für einen anti-antisemitischen Stein im Brett? „Daß mir auch jüdische Schüler stets lieb gewesen, darüber provozire ich auf das Urtheil meiner früheren Schüler." Alle Achtung vor der Thätigkeit des Herrn Siecke, aber nach meinen Erfahrungen würde das meinen früheren Schülern sehr schwer werden, zu beweisen, daß sie mir stets lieb gewesen sind; an Stelle des Herrn Kollegen würde ich hier wieder einmal in meinen eigenen Busen greifen. Wie viel besser er aber ist als mancher seiner Kollegen, daß beweist der Zusatz, den er bei obigem Sätzchen zu „früheren Schüler" gemacht hat: „welche die Schule verlassen haben". Ich wünsche ihm zu diesem Scherbengericht den besten Erfolg.

Je mehr er sich dem Ende nähert, desto lyrischer, um nicht zu sagen elegischer und promissorischer wird der Herr Verfasser. Seite 12 bestätigt er, was er schon Seite 7 gesagt hat: „ich besuche überhaupt selten Versammlungen, da ich anderes zu thun habe," des weiteren: „ich selbst habe bis zum heutigen Tage zu diesen Leuten gehört" (nämlich zu den Lehrern, die sich nur um ihren Beruf kümmern). Wer hat ihm denn die Milch der frommen Denkungsart in gährend Drachengift verwandelt? Und wenn er fortfährt: „und gedenke auch später mich reservirt zu halten", so vergißt er die alte Regel:

„Hüte Dich, in Händel zu gerathen; bist Du d'rin,
Führ' sie, daß sich Dein Feind vor Dir mag hüten!"

Seite 22 tritt denn auch positiv die „Besorgniß" hervor, der er sich nicht „entschlagen" kann, daß seine Broschüre „zum Gegenstand der bittersten Anschuldigungen gemacht werden wird".

Wenn ihn seine Besorgniß veranlaßt hätte, seine „Auseinandersetzung“ zu „unterdrücken“, ich möchte fast vermuthen, es wäre ihm besser gewesen; seine Broschüre würde aber schwerlich schärfer ins Auge gefaßt worden sein, wenn er sich nicht herausgenommen hätte, sich als „der Gymnasiallehrer“ zu geriren, und seinen Kollegen alberne Regeln aufzudrängen und sie mit Rathschlägen und Ermahnungen zu regaliren; zu welchem allem er in keiner Weise befugt war. Zu „Anschuldigungen“ hat sie nun wohl nicht geführt, aber zu einigen Zurechtweisungen, die mir deutlich genug scheinen; und was das Epitheton des Geschmacks angeht, so ziehe ich Salz und Pfeffer dem „bitterst“ vor; und da ich die Muthmaßung hatte, das wäre ihm und dem geneigten Leser ebenfalls das wenigst unangenehme Gewürz für diese crambe repetita, so habe ich mich derselben in meinem Protest bedient. Ich mag ihn zwar schließlich in den Hoffnungsgefühlen, nach denen seine Auseinandersetzung „beruhigend und beschwichtigend“ gewirkt haben solle, nicht stören; ich will dem Friedrichs-Gymnasium gerne wünschen, daß die vom Herrn Verfasser erwartete günstige Rückwirkung nicht ausbleibt, aber des Herrn Verfassers Stimmung wird immer wehmüthiger, er wünscht sich immer weiter vom Schuß. Man kann diesem Gefühl die „historische Berechtigung“ am allerwenigsten absprechen; man braucht nur an den trefflichen Sir John zu denken, der ja auch meinte:

„Ich wollte, es wäre Schlafenszeit, Heinz, und Alles gut!“

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

DS
145
F5

Fischer, Karl
Antisemiten und
Gymnasiallehrer

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 04 02 02 016 8